

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1899

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0001 | log60

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Centralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Oskar Hofsfeld.

I. Jahrgang.
Nr. 10.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandausendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Centralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 9. August
1899.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Das Museum Thüringer Alterthümer in Eisenach.

Am 21. Juni d. J. wurde in Eisenach ein Museum Thüringer Alterthümer begründet. Die Anregung zu dieser Gründung ging vom Großherzog Karl Alexander von Weimar aus, die einleitenden Verhandlungen leitete Schloßhauptmann v. Cranach.

Das Museum, dessen Satzungen denen des Germanischen Museums nachgebildet sind, hat den Zweck, die Kenntniss der thüringischen Vorzeit zu erhalten und zu wecken, namentlich die bedeutsamen Denkmäler der thüringischen Geschichte, Kunst und Litteratur vor der Vergessenheit zu bewahren und ihr Verständnis auf alle Weise zu fördern. Diesem Zwecke dienen möglichst reichhaltige kunst- und culturgeschichtliche Sammlungen, sowie eine aus Handschriften, Urkunden und Drucksachen zu bildende Bibliothek, der sich später voraussichtlich die Wartburgbibliothek angliedern wird.

Ist dieses Programm für Thüringen annähernd das gleiche, wie das des Germanischen Museums für das gesamte Deutschland, so ist auch die Organisation eine ähnliche; auch das thüringer Museum soll in der Hauptsache durch freiwillige Beiträge gefördert werden. Vorstand des Museums ist Schloßhauptmann v. Cranach auf der Wartburg, Curator Professor Dr. Kühn in Eisenach. Die Sammlung des Museums ist in dem Refectorium des ehemaligen Dominicanerklosters, jetzt Gymnasium in Eisenach, untergebracht.

Die Zahl der deutschen Museen hat sich damit wieder um eines vermehrt, und es ist die Frage gerechtfertigt, ob diese stetige Vermehrung nicht eine gegenseitige Beeinträchtigung zur Folge haben, ob nicht eine Zersplitterung eintreten werde und wie überhaupt das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Anstalten zu gestalten sei.

„Die Denkmalpflege“ ist nicht der Ort, diese Fragen eingehend zu behandeln, einige kurze Andeutungen seien mir indes gestattet.

Sammlungen hat es zu allen Zeiten hoher, nicht mehr jugendlicher Cultur gegeben, die alten Römer haben gesammelt, vom 16. Jahrhundert an bis in unsere Tage ist gesammelt worden, die Museen aber sind eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts. In früheren Zeiten war das Sammeln Sache einer oft sehr unklaren Liebhaberei. Die Kunstkammern der Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts enthielten neben Werken der Kleinkunst allerlei Curiositäten. Höher standen schon früh die Gemäldegalerien, man suchte gute Bilder der meisten Schulen zu bekommen, wenn auch altflandrische und deutsche Bilder weniger gesucht waren als Italiener, Spanier und Niederländer. Aber das Interesse war ein ästhetisches, kein wissenschaftliches. Unsere Museen dagegen sind wissenschaftliche Anstalten. Damit ist aber für jedes der Plan, nach welchem gesammelt wird, vorgezeichnet, ein Institut ohne solchen wäre kein wissenschaftliches und hätte heutzutage keine oder nur geringe Berechtigung.

In Deutschland nehmen die erste Stelle die Berliner Museen ein, eine Reihe großartiger Anstalten unter einheitlicher Leitung, großentheils junge Sammlungen, welche von Anfang an systematisch angelegt sind und planvoll, mit großen Mitteln weiter geführt werden.

Die Sammlungen des bayerischen Staates haben ihre Bedeutung überwiegend in den alten Beständen, und diese sind so reich, daß die bayerischen Staatssammlungen stets eine hohe Stelle unter den deutschen Museen einnehmen werden. Aber die für ihren systematischen Ausbau vorhandenen Mittel sind nach den heutigen Verhältnissen durchaus unzureichend.

Das Germanische Museum in Nürnberg ist gegründet als Centralstelle für deutsche Geschichtsforschung, die Sammlungen waren anfangs gar nicht der Kern der Anstalt. Obwohl das Programm durch Essenwein sehr vereinfacht und geklärt wurde, ist es doch noch ein äußerst umfassendes. Das Museum sammelt die Denkmäler der gesamten deutschen Culturgeschichte und hat außerdem eine Bibliothek, in der namentlich die Denkmäler der älteren deutschen Litteratur gesammelt werden, und ein Archiv. Die Mittel zum Ausbau der Sammlungen werden ausschließlich durch freiwillige Beiträge aufgebracht.

Einen ähnlichen Plan in Beschränkung auf Schweizer Alterthümer und ohne Bibliothek und Archiv verfolgt das Schweizer Landesmuseum. Ferner, in ähnlicher localer Beschränkung, sammeln das Märkische Provincialmuseum in Berlin, das Taulow-Museum in Kiel, das neue Museum Thüringer Alterthümer in Eisenach und manche

Museen historischer Vereine nur Alterthümer eines bestimmten Bezirks. Daneben aber besteht eine nicht geringe Zahl culturgeschichtlicher Museen, staatlicher oder städtischer, welche ohne fest umschriebenes Programm Alterthümer aller Art sammeln. Fast alle culturgeschichtlichen Sammlungen legen großen Werth auf künstlerisch ausgeführte Sammlungsgegenstände, Möbel, Erzgiessereien, Goldschmiedearbeiten u. dgl.

Einzig solche, und zwar mit dem ausgesprochenen Zweck, Vorbilder für das Kunstgewerbe unserer Tage zu bieten, sammeln die Kunstgewerbemuseen. Ihre Zahl ist groß; an der Spitze stehen das Kunstgewerbemuseum in Berlin und das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Ist ihr Programm gegenständlich fester begrenzt als das der culturgeschichtlichen Museen, so erfährt es darin eine Erweiterung, daß es sich nicht auf europäische Erzeugnisse beschränkt, sondern orientalische, japanische, chinesische und andere exotische Arbeiten zuläßt. Des weiteren sammeln die Kunstgewerbemuseen nicht nur Erzeugnisse früherer Jahrhunderte, sondern auch neuere Arbeiten. Da sie als Vorbildersammlungen gedacht sind, müßten sie sich, streng genommen, auf ganz vorzügliche Werke beschränken, doch ist eine solche Beschränkung aus vielen Gründen nicht immer möglich. Ja, es ist von sehr beachtenswerther Seite die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die größeren Kunstgewerbemuseen zu culturgeschichtlichen Sammlungen erweitert werden sollen.

Nun ist es ganz unvermeidlich, daß diese vielen Sammlungen, welche alle ähnliches erstreben, in einzelnen Fällen in Wettbewerb treten, namentlich wo es sich um bedeutende Stücke handelt; allein die Zeiten, in welchen die Leiter der Museen in ihren Kollegen nur Rivalen sahen, sind doch vorüber. Nicht selten verdankt eine Sammlung eine bedeutende Erwerbung der Vermittlung des Leiters eines anderen Museums, oder es tritt ein Museum von der Bewerbung um ein werthvolles Stück zu gunsten eines anderen zurück in dem Bewußtsein, daß, wenn dasselbe nur für Deutschland erhalten bleibt, es von untergeordneter Bedeutung ist, ob es in Berlin, Hamburg, Nürnberg oder sonstwo verwahrt wird. Und wenn solche Vereinbarungen nicht in allen Fällen möglich sind, so hat dies nicht viel auf sich.

Wichtiger und erreichbar ist, daß wenigstens zwischen den großen und universellen Sammlungen und den provincialen Museen eine gewisse Abgrenzung des Programmes aufgestellt und eingehalten werde. Auch die größten Museen haben mit inhaltlichen und räumlichen Grenzen zu rechnen. Nicht die reichhaltigste Sammlung ist die beste, sondern die, welche nach dem festesten Plane mit strenger Auswahl zusammengebracht, frei von Ueberladung mit unbedeutenden Einzelheiten die historischen Zustände und Entwicklungen klar und übersichtlich veranschaulicht. Lückenlosigkeit in der Sammlung der Denkmäler, welche für die Entwicklungsgeschichte von typischer Bedeutung sind, und Beschränkung auf das Wichtige müssen für jedes große Museum mit umfassendem Programm unverrückbare Gesichtspunkte bleiben.

Anders lautet das Programm der Provincialmuseen. Sie sollen die Culturgeschichte kleinerer Bezirke illustriren, sie sollen und müssen ins einzelne gehen. Selbstverständlich ist auch von ihnen das ganz Bedeutungslose fernzuhalten, aber vieles, was für die allgemeine Culturgeschichte eines Landes von geringer Bedeutung ist oder was eine allgemeiner angelegte Sammlung überlasten würde, kann für die Ortsgeschichte von Wichtigkeit sein. An den Mittelpunkten der Thonindustrie werden keramische Erzeugnisse, in Speier die der Frankenthaler Porcellan-Manufactur, in Freiburg i. B. die schwarzwälder Uhren mit allen geringen Abweichungen ihrer Werke in möglichster Vollständigkeit gesammelt werden.

Kleinere Kunstgewerbemuseen werden bei ihrer Sammelthätigkeit dem örtlichen Kunstgewerbe Rechnung tragen, Frankfurt a. M. Vorbilder für Möbel, Crefeld Webstoffe sammeln, auch sie werden hierin je nach ihrem Zweck mehr ins einzelne gehen als große Sammlungen.

Nun gibt es noch historische Sammlungen von ganz localem Charakter, sie sind da berechtigt, wo ein Ort zahlreiche Denkmäler seiner Vergangenheit birgt. Nicht selten sind sie reine Rumpelkammern, deren sehr vereinzelte interessantere Stücke besser auswärts in einem wirklichen Museum untergebracht wären.

In der angedeuteten Scheidung der Programme sind die provincialen Sammlungen keine Rivalen der großen Museen, sondern notwendige Ergänzungen. Sie führen das ins einzelne aus, was jene nur in großen Zügen darstellen können.

Eine weitere Frage ist die, aus welchen Bezugsquellen sollen die Museen ihre Sammlungen anlegen und ergänzen. Sie bedarf nur nach einer Seite einer kurzen Erörterung. Die Denkmäler alter Kunst und Cultur, welche die Museen sammeln, sind entweder in öffentlichem oder Privatbesitz, oder sie sind im Handel. Weit aus das Meiste wird heutzutage von Händlern erworben. Ihnen gegenüber hat jede Museumsverwaltung vollkommen freie Hand und wird, wenn sie versteht, sich vor Fälschungen zu bewahren, durch sie einen großen Theil ihres Bedarfs decken können. Das Gleiche gilt gegenüber Privatsammlern, welche verkaufen; aus solchen Sammlungen sind schon viele gute Stücke in Museen gekommen. Etwas anderes ist alter Familienbesitz und vollends öffentlicher Besitz. Er birgt noch viel Werthvolles, das in Museen schmerzlich empfundene Lücken ausfüllen oder ihnen einen besonderen Glanz verleihen würde, aber die Veräußerung wird den Besitzern mit Recht oder Unrecht als Mangel an Pietät angerechnet, und den Museumsleitungen erwachsen zuweilen Vorwürfe, wenn sie namentlich Gegenstände aus öffentlichem Besitz ihren Museen als Eigenthum zuführen.

Man darf über diese Frage nicht allgemein aburtheilen. Sie läge für die Museumsdirectoren einfach, wenn sie nur die Aufgabe hätten, möglichst instructive Sammlungen anzulegen, sie könnten alsdann mit allen Mitteln die Erwerbung wünschenswerther Gegenstände anstreben. Ihre Aufgabe ist aber eine weitere und höhere, sie sollen den historischen Sinn des Volkes pflegen und fördern. Das geschieht allerdings zum Theil, indem man ihm die Denkmäler der Vorzeit in systematischen Reihen oder in künstlerisch angeordneten Gruppen vorführt, es geschieht aber nicht, wenn man aus Familienhäusern, in welchen die Familientraditionen hoch gehalten werden, oder aus Kirchen und Rathhäusern die besten Reliquien entfernt und in

Kunstcasernen unterbringt. Museen sind lehrreich, sie sind gewöhnlich auch schön, im Grunde bleiben sie doch ein Nothbehelf, sie allein ermöglichen ein eindringendes Studium der Kunstgeschichte und Archäologie, aber wie viel bedeutender ist die Wirkung, wie viel lebendiger die Anschauung von Kunstwerken an der Stelle und in der Umgebung, für welche sie gedacht und ausgeführt sind. Doch ihre Erhaltung an ihrem ursprünglichen Bestimmungsort oder in altem Besitz ist nicht in allen Fällen möglich oder angezeigt, die Vermögensverhältnisse einer Familie können unter Umständen nicht gestatten, den großen Geldwerth, der einem ihr gehörenden Kunstwerke innewohnt, unverzinst zu lassen, Erbtheilungen können zum Verkauf zwingen, ein Gemälde kann in einer feuchten Kirche unrettbar dem Untergang entgegengehen. In solchen Fällen tritt an die Museumsverwaltung die Pflicht heran, einen Verkauf ins Ausland zu verhüten, drohendem Verderben Einhalt zu thun, sie müssen als Käufer auftreten. In anderen Fällen liegt ein solcher Zwang nicht vor, aber ein Denkmal von hoher Bedeutung kann an einem so abgelegenen Orte verwahrt sein, daß es fast niemand zu Gesicht bekommt. Auch in solchen Fällen ist ein Museumsdirector nicht zu tadeln, wenn er das Denkmal für sein Museum zu gewinnen sucht. An Stelle des Kaufes kann die Uebergabe unter Vorbehalt des Eigenthums treten. Fast alle größeren Sammlungen bergen solche Stücke.

Diese Andeutungen mögen als allgemeine Richtlinien gelten, im einzelnen liegt jeder Fall anders, und die Museumsverwaltung muß prüfen, wie er zu behandeln ist.

Daß wir aber Museen haben, welche unseren nationalen Besitz an historischen Denkmälern pflegen und bewahren, ist an sich schon ein Segen. Das Museum Thüringer Alterthümer will diese Aufgabe für ein Gebiet von großer historischer Vergangenheit übernehmen. Freudig begrüßen die älteren Anstalten die jüngste Schwester und wünschen ihr Blüten und Gedeihen.

Nürnberg, am 14. Juli 1899.

Bezold.

Blockbaukirchen in der Mark Brandenburg.

1. Die Kirche in Neudörfel.

In der Mark Brandenburg sind noch einige alte Blockbaukirchen vorhanden, die als Reste einer im Osten dieser Mark einst allgemein ausgeübten Kunstweise den Stürmen der Zeit Trotz geboten haben. Die älteste, wohl aus dem 15. Jahrhundert stammende befindet sich in dem unweit Schwiebus gelegenen Dorfe Burschen und wird weiter unten mitgetheilt werden.^{*)} Eine andere, nicht jüngere, hat Bergau in seinem Inventar für das Dorf Klemzig bei Züllichau bezeugt. Von dieser sind jedoch nur die Ost- und Westwand in der alten Technik erhalten, während die übrigen Theile theils als Ziegel-, theils als Fachwerkbau ergänzt sind. Ihnen ist noch eine dritte anzureihen, die in dem kleinen, etwa 2,5 km südlich von Liebenau gelegenen Dorfe Neudörfel steht und bisher der Kenntniß entzogen war. Sie ist besser erhalten als jene und dürfte in absehbarer Zeit die einzige sein, die noch von der entwickelten kirchlichen Blockbaukunst Kunde geben wird; denn die Burschener Kirche, deren beabsichtigter Abbruch dank dem Eingreifen des Provincialconservators, Geh. Baurath Bluth, verhindert zu sein schien, wird nun wahrscheinlich doch diesem Schicksale verfallen, da sich in der Gemeinde eine lebhaftere Bewegung gegen ihre Wiederherstellung gebildet hat.

Im Grundriß (Abb. 4) bildet die Kirche von Neudörfel ein Rechteck von rund 14 m Länge und 9 m Breite. Die Ostseite wird in ihrer ganzen Breite von einer aus den drei Seiten eines regelmäßigen Achtecks gebildeten Apsis geschlossen. An der Südseite befindet sich eine kleine mit senkrechten Brettern bekleidete Sacristei, während der einzige, westliche Eingang durch eine kleine Vorhalle geschützt ist.

^{*)} Vgl. auch „Archiv der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg“ IV, S. 98. Berlin 1898.

Ueber dem Westgiebel erhebt sich ein verhältnißmäßig reich ausgebildeter Dachreiter.

Der ganze Bau macht einen sehr einheitlichen, augenscheinlich von vornherein klar beabsichtigten Eindruck. Die 4,5 m hohen Umfassungswände werden aus auf einander gelegten, 20 cm starken und 30 bis 50 cm hohen, zur Zeit recht rissigen Balken gebildet, die an den Ecken schwalbenschwanzförmig überblattet sind. Jedoch ist diese alte Construction nicht überall mehr sichtbar, da einzelne Wände in späterer Zeit verschalt worden sind. An der West-, Nord- und der anschließenden Apsisseite ist diese Verschalung durch drei wagrecht aufgenagelte Bretter hergestellt; die unteren Theile dagegen sind mit senkrecht stehenden Brettern bekleidet, die an ihren Fugen mit aufgenagelten Leisten versehen sind. In derselben Weise ist auch der untere Theil des Thurmes verschalt. An der Südseite lassen sich noch Spuren eines Sockels erkennen, der in der Weise hergestellt ist, daß der unterste, auf Feldsteinen ruhende Schwell-

balken ein wenig vorgerückt und abgeschrägt ist. Ein kräftig ausladendes, aus Hohlkehle und Wulst bestehendes Gesims schließt die Wände oben ab; dasselbe ist auch an der Westseite herumgezogen, wo es, mit Schindeln gedeckt, als Schirmdach den unteren Theil der Wand gegen Schlagregen schützt. Aus demselben Grunde sind die Hirnholzflächen der Blockbalken mit senkrechten Brettern derart verschalt, daß sie den Blockverband verdecken. Fenster sind an jeder Langseite zwei (das kleinere der Südseite, von der Sacristei verdeckte, ist eigentlich nur eine Luke) und an der nördlichen und südlichen Apsiswand je eins vorhanden. Sie liegen hoch und sind verhältnißmäßig groß. Die Eindeckung des Daches besteht im Einklange mit der in der ganzen Gegend bei älteren Kirchen beliebten Bauweise aus kleinen Schindeln, die auch in verringertem Maßstabe

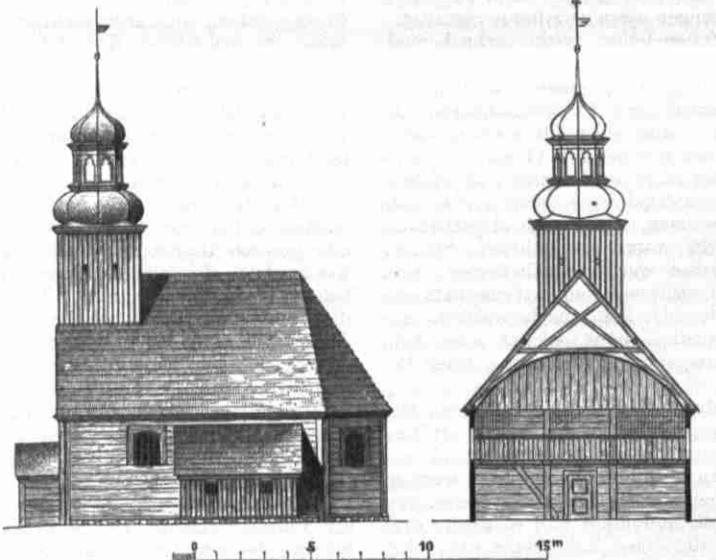


Abb. 1.
Südansicht.

Abb. 2. Querschnitt gegen
Westen gesehen.

die Vorlaube decken und hier zu einem eigenartigen und hübschen Ziermotiv Veranlassung gegeben haben. Sie sind nämlich an den zusammenstoßenden Kanten nach unten ründlich ausgeschnitten, an allen frei liegenden Kanten abgefast und in der Mitte durch einen Nagel festgehalten, sodafs sie gewissermaßen Spitzbögen bilden. Von recht schöner Wirkung ist der dem steil abfallenden Dache im Westen aufgesetzte Reiter. In seinem unteren Theile geviertförmig und nach oben von einer kräftigen Simsleiste abgeschlossen, steigt seine eigentliche Spitze durch einen offenen, nur durch Bogen gebildeten Raum getrennt, in zwei achteckigen Zwiebeln auf. Offenbar ist die oberste erst im vorigen Jahrhundert aufgesetzt, in seiner jetzigen Form bildet der Dachreiter jedoch ein seltenes Beispiel eines guten märkischen Zwiebelthurmes.

Das Innere der Kirche (Abb. 2) ist mit einer hölzernen Tonne überwölbt, unter der eine, auf zwei 21:24 cm starken Stielen ruhende Empore angebracht ist, deren Stützen zugleich solche des Dachreiters sind. Die Tonne ist an der Ostwand der Empore durch wagerechte Bretter abgeschlossen, die letztere selbst in Höhe des Kämpfers der Tonne abgedeckt. Durch ein Loch in der Decke gelangt man zu den Glocken. Bewerkswerth sind in dem sonst schmucklosen Innern — eine Ausmalung wird geplant — ein Marienbild und ein alter Kronleuchter. Die rothen Thonfliesen des Fußbodens sollen vor dem

Altar das Grab des Kirchenstifters decken. Zur Sacristei führen vom Schiffe aus eine Thür und das erwähnte kleine, mit alter Bleiverglasung versehene Fenster. Der Querverband des Daches wird von Kehlbalken und Kreuzstreben gebildet, während der Längsverband aus Streben besteht, die zwischen die Sparren gespannt sind.

Ohne geschichtliche Nachweise dürfte es schwer sein, über das Alter des merkwürdigen Baues ein Urtheil zu fällen. Er kann aus dem 17., vielleicht auch aus dem 16. Jahrhundert stammen. Jedenfalls ist er jünger als die dem 15. Jahrhundert angehörige Kirche von Burschen. Nach Ausweis der breiten eckigen Chornische gehört er zu der Gruppe kirchlicher Blockbauten, die in der Provinz Posen nicht selten sind und kaum vor die Mitte des 16. Jahrhunderts anzusetzen sein dürften. Bezeichnend für dieselben ist der Mangel eines eigentlichen Thurmes, der bisweilen von einem kleinen Dachreiter, häufiger aber noch von einem abseits stehenden Glockenstuhl ersetzt wird. Jedenfalls aber verdient die eigenartige Kirche dem besonderen Schutze der Denkmalpflege unterstellt zu werden.^{*)}

(Schluß folgt.) Robert Mielke.

^{*)} Von den Herren Regierungs-Bauführern Seifert und Seckel, von denen die nebenstehenden Abbildungen herrühren, sind mir die von ihnen dabei gemachten Wahrnehmungen freundlichst zur Verfügung gestellt worden, wofür an dieser Stelle gedankt sei. D. Verf.

Was zur Wiederherstellung und zur Erhaltung unserer Burgenreste geschehen ist.

Von Otto Piper.

Keineswegs steht es ja von jedem verfallenen Baudenkmal ohne weiteres fest, daß seine Wiederherstellung wünschenswerth wäre. In den weitaus meisten Fällen wird jenes vom Nützlichkeitsstandpunkte aus wohlentbehrlich sein, und eine Wiederherstellung würde nicht nur ein landschaftlich schönes Bild mehr oder minder verderben, sondern auch allzu oft noch die Gefahr einer stilwidrigen Erneuerung mit sich bringen. Es gilt das besonders von dem weniger erforschten und schwerer zu erforschenden Gebiete unserer alten Profan- und zumal Wehrbauten. So sehr ja die vandalische Zerstörung des Heidelberger Schlosses zu beklagen ist, sieht man doch mit vollem Rechte davon ab, der mehrfach geschehenen Anregung eines Wiederaufbaues Folge zu geben. Was wir hier und sonst fast immer nur zu wünschen haben, ist die sorgsame Erhaltung des noch Vorhandenen, erforderlichenfalls unter Beseitigung störender späterer Aenderungen oder Zubauten. Von vornherein zweifellos wünschenswerth mag eine Wiederherstellung nur da sein, wo es sich um geschichtlich werthvolle oder aber in irgend welcher Weise eigenartige Bauwerke handelt, vorausgesetzt freilich immer, daß dabei allen Umständen nach ein möglichst getreues Wiedererlangen des ursprünglichen Zustandes gewährleistet ist. Unseren burglichen Wiederherstellungsbauten pflegt indessen auch nicht dieser Gesichtspunkt löblicher „Denkmalpflege“ zu Grunde zu liegen — es steht damit gerade bezüglich der Burgenreste fast überall noch recht traurig —, sondern die Liebhaberei der romantisch gesinnten Eigenthümer. Befremden mag es dabei freilich, daß gerade aus der „romantischen“ Epoche unserer Litteratur — die Jahrzehnte um 1800 — nahezu ausschließlich von friedlicher Zerstörung zahlreicher Burgen zu berichten wäre. Es sind nur ganz vereinzelte Fälle aus der ersten Zeit unseres Jahrhunderts, wenn 1804 Markgraf Friedrich von Baden sich (Neu-) Eberstein zum sommerlichen Wohnsitze wiederherstellte, wenn gleichzeitig Max v. Schenkendorf sich mit Erfolg für die Erhaltung der Marienburg verwandte und 1812 der badische Minister Freiherr v. Andlau die Burg Birseck

unweit Basel restaurirte und dabei zugleich jenen Park anlegte, der mit seinen Einsiedeleien, Inschriften usw. schwärmerische Besucher in Entzücken versetzte.

Erst in den folgenden Jahrzehnten bauten Mitglieder des preussischen Königshauses die Burgen am Mittelrhein: Rheinstein 1825, Sooneck 1834, Stolzenfels 1836 wieder auf. Dazu gesellte sich 1832 v. Bethmann-Hollweg mit Rheineck, während gleichzeitig an der Südgrenze Deutschlands Hohenschwangau neu erstand. Die romantische Stimmung wurde zu der Zeit besonders durch die viel verbreiteten Bilder der Düsseldorfer Maler genährt. Wenn seitdem die Wiederherstellung von Burgen in steigendem Maße beliebt geworden ist, so haben verschiedene andere Gründe dazugewirkt. Unsere Kunst- und Alterthumsforscher erkannten allmählich, daß aufser Rom und Hellas auch die Heimath, und hier nicht nur allenfalls die kirchliche Kunst der Beachtung werth sei. Zahlreiche Alterthumsvereine —

in ihren Anfängen freilich schon bis 1819 zurückgehend — weckten auch im Volke das Interesse für die heimischen Geschichtsdenkmäler. Die „altdeutsche“ Zimmerausstattung, für welche ja eine Burg einen besonders passenden Rahmen bietet, wurde wenigstens eine Zeitlang wieder modisch. Die ansteckende Macht des Beispiels wirkte mit, und hier und da hat denn auch der Staat das Seinige gethan.

Leider sind nun unter den nach manchen Dutzenden zählenden bis jetzt wiederhergestellten Burgen nur verschwindend wenige, die uns ein getreues Bild dessen bieten, was früher dort gestanden hat oder auch nur gestanden haben könnte. Vorab gilt dies aus der Zahl der bereits genannten von den Rheinschlössern Stolzenfels, Sooneck und Rheinstein, Bauten, welche uns jenen unglücklichen „Rheinischen Burgenstil“ gebracht haben, der seitdem leider bei so manchem anderen Wiederherstellungsbau als Muster gedient zu haben scheint. Kennzeichnend für denselben sind aufser den modernen Fensterfacaden besonders die Zinnenkränze um platte



Abb. 3. Südostansicht.
Die Kirche in Neudörfel.

Holzst. v. O. Ebel.

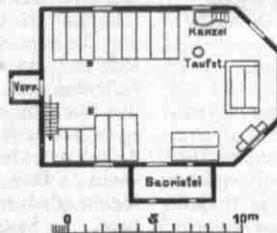


Abb. 4.
Grundriss zu ebener Erde.

Dächer. Schon 1860 schrieb v. Cohausen (Bonner Jahrb. XXVIII 40) in bezug hierauf: „Statt solchen Bauten durch ein gutes Dach nebst der Dauerhaftigkeit auch den Charakter des Heimischen, Geborgenen und Warmen zu geben und gewissermaßen aus der Höhe des Daches auf die Tiefe und Fülle des Gebäudes schliessen zu lassen, giebt man ihnen durch den Mangel sichtbarer Dächer aufser dem Keim der Zerstörung statt der beabsichtigten südlichen Heiterkeit¹⁾ nur unheimliche Kälte und ein gewisses unwahres, maskenhaftes Ansehen, das uns durch die langen Zinnenreihen angrinst, während hohe Dächer mit spitzen Dachfenstern, mit zierlichen Firstenkrapen²⁾ und wohlhilhouettirten Wetterfährchen, und mit gastfrei rauchenden Schornsteinen, im Mosaikschmuck bunt glasierter Ziegel des anmuthigsten Wechsels von Linien, Licht, Farbe und Schatten voll sind und mit Land und Leuten aufs beste harmoniren.“

Das für mehr als eine Million Mark aufgebaute Stolzenfels ist vor allem ein prächtiges Königsschloß, kaum mit Anklängen an einen mittelalterlichen Burgbau, während für Rheinstein schon von fern her die eiserne Treppe bezeichnend ist, die sich hoch oben frei durch die Luft in kühnem Bogen zu dem südöstlichen Eckthurne hinüberschwingt. Von den in diesem Stile wiederaufgebauten „Burgen“ wären u. a. zu nennen: Lahneck (1854) und Schaumburg (Baurath Boas, 1850) an der Lahn, Landsberg bei Meiningen (Architekt Döbner, 1836), die Mittelburg des Freiherrn v. Dorth bei Neckarsteinach, Ortenberg am westlichen Rande des Schwarzwaldes (Professor Eisenlohr 1836 bis 1840) und als jüngste Garnstein — von und nach seinem jetzigen Besitzer Gerstein genannt — unweit Klausen am Eisack. Das fast ganz neu aufgebaute Hohenschwangau könnte als würfelförmiger viel-fenstertriger Kasten mit Eckthürmen nur etwa an ein Schloß des 17. Jahrhunderts er-

innern, während das benachbarte immerhin burgmäßiger Neuschwanstein, bei dessen Plänen ein Theatermaler mitgewirkt hat, eher an ein phantastisches Gralsschloß als an eine deutsche Burg denken läßt. Mit den von Cohausen empfohlenen hohen Dächern mit spitzen Dachfenstern, Wetterfährchen und Schornsteinen ist es ja freilich allein auch noch nicht gethan. Das wird uns durch so manche andere neu aufgebaute Burg zum Ueberflus vor Augen geführt; wohl in erster Linie durch die Bauten des bekannten Vertreters der Gothik, des Wiener Dombaumeisters Frh. v. Schmidt. Besonders lehrreich ist da (Abb. 1 u. 2) eine Vergleichung des Schlosses Fischhorn am

¹⁾ Ich möchte glauben, daß es sich dabei mehr um die Nachahmung englischer Schlösser (im Tudorstil) handelt. Auch kann man vom vermeintlichen „normannischen“ Stile lesen.
²⁾ Kriechblumen auf Dachfirsten dürften doch beim Burgbau nicht unbedenklich sein.



Abb. 1. Schloß Fischhorn.



Abb. 2. Schloß Fischhorn.



Abb. 3. Schloß Hohenzollern.

Zeller See, wie es vor Zeiten ausgesehen hat und wie es sich nach dem Neubau zeigt. Durch noch spitzere Dächer verschiedener Art zeichnet sich das gleichfalls von Schmidt wiederhergestellte Wartenstein an der Semmeringbahn aus, und der zierliche Bau tritt hier als ein wenig burgmäßiger um so mehr hervor, als er den plumpen ruinenhaften Resten der alten Burg angefügt wurde. Ähnliches ist von Neuhabsburg am Vierwaldstädter See zu sagen, sowie besonders von Korb unweit Bozen, wo man (1836) dem alten wuchtigen Berchrit, anscheinend ohne Sinn für den lächerlichen Gegensatz, zwei kleinliche, aber fenster- und zinnenreiche Wohnbauten unmittelbar angeklebt hat. Bei einem dritten Wiederherstellungsbau des Genannten, Runkelstein bei Bozen, handelte es sich glücklicherweise zu überwiegend nur um eine Sicherung des Vorhandenen vor weiterem Verfall, als daß hier seinen eigenen Entwürfen ein erheblicher Spielraum gelassen gewesen wäre. Zu bedauern ist da u. a., daß die Wiederherstellung nicht ganz durchgeführt worden ist, so ein Theil des westlichen Palas der Zwischenböden entbehrt und eine massive Aufmauerung die frühere Zugbrücke vertritt.

Ebenso wie das neue Fischhorn zum alten verhält sich das prächtige Hohenzollern, als Schloß und Festung 1850 bis 1867 „im Stile des ausgehenden 14. Jahrhunderts“ wiedererbaut, zu der einfachen Burg aus dem 15. Jahrhundert, deren Bild uns (Abb. 3) Merian überliefert hat. Zu einem Burgbau im Stile einer bestimmten Zeit kann es ja eben durchaus nicht genügen, daß man die Ornamentik dieses Zeitabschnittes anwendet, und die Erbauer werden sich hier ja auch hinlänglich darüber klar gewesen sein, daß die außen überall mit baulichem Zierath, fast unzähligen Thürmen und Thürmchen, innen mit kostbaren Kronleuchtern, Marmorsäulen, reicher Vergoldung usw. ausgestatteten Wohnbauten ebensowenig wie die Wehranlagen, vorab der in einzigartigen spiralförmigen Windungen ersonnene Aufstiege, mit einer Burg des 14. Jahrhunderts etwas zu thun haben. Einem Burgbau kommt wenigstens im Außeren das annähernd benachbarte Schloß Lichtenstein in der Schwäbischen Alb näher, welches 1842 von Heideloff für den Grafen Wilhelm von Württemberg auf geringen alten Resten erbaut wurde.

Keine wiederhergestellte Burg ist dem deutschen Volke, zumal dem protestantischen, bekannter und theurer als die Wartburg. Bei der 1847 begonnenen Wiederherstellung durch Prof. v. Ritgen († 1889) galt es (vgl. dessen „Führer“, 2. Auflage, S. 52 f.), die Hauptburg nach Gestalt und Ausschmückung möglichst treu wie zur Zeit ihres Glanzes im 12. Jahrhundert zu erneuern, und daß diese Forderung des hohen Bauherrn erfüllt worden sei, glaubte der genannte Bauleiter und glaubt jedenfalls fast alle die Hunderttausende, welche die Burg seitdem besucht haben. Meiner Ansicht nach mit Unrecht. Schon v. Essenwein bemerkte in seinem „Wohnbau“ (Darmst. 1892) S. 22 von dem Hauptgebäude, dem Palas, daß er „uns allerdings auch nur in ganz modernisirter, dem modernen Hofleben und dessen Glanze, aber auch dessen Bedürfnissen angepaßter Umarbeitung erhalten ist, von dem wir also durchaus nicht annehmen dürfen, daß er uns das alte Bild zeigt“. Er will von der heutzutage ja unentbehrlichen Fensterverglasung absehen, hegt aber auch Bedenken gegen die Kamine in den beiden Sälen und glaubt „nie und nimmer, daß der große Saal Hermanns I. auf beiden Seiten wie eine Laterne offen gewesen sein sollte, vermuthet vielmehr, daß auf Seiten des Corridors ebenso eine geschlossene Wand sich befunden habe wie beim unteren Saalbau“. Am sichersten dann ist v. Essenwein jedenfalls beizustimmen, wenn er auch „keinen Zweifel hegt, daß dieser Saal ursprünglich ebenfalls seine flache Holzdecke hatte, welche durch eine mittlere Säulenreihe gestützt war, während man bei der Restauration, um ihm mehr Höhe zu geben, eine in das Dach gehende schräge Decke darauf legte und so einen glänzenden Festsaal für Hofbälle und Hofafeln erhielt“. v. Ritgen bemerkt über diese Decke („Führer“ S. 153): „Es war die Sitte des 11. und 12. Jahrhunderts, daß die Säle zu den großen Festlichkeiten auf Burgen und in Städten sich stets in dem obersten Stockwerke der Palase oder Mushäuser befanden und sich zur Erlangung größtmöglicher Höhe meist noch in das Dach hinein erhoben. . . . An den noch erhaltenen Theilen des südlichen und besonders des nördlichen Giebels fanden sich sichere Anhaltspunkte für dessen Wiederherstellung mit schräger offener Holzdecke.“ Daß sich die bezeichneten Säle „meist (!) noch in das Dach hinein erhoben“ hätten, ist nun jedenfalls eine unzutreffende Behauptung. Es kam das, wenn überhaupt, sicher nur da vor, wo der Saal ausnahmsweise gewölbt war und das Gewölbe keinen wahren rechten Fußboden trug. Bei der Auffindung der Anhaltspunkte für eine schräge Holzdecke dürfte daher auch der Wunsch, eine nach unserem Geschmack der Weite des Raumes entsprechende Höhe zu erlangen, Vater des Gedankens, d. h. hier der Entdeckung gewesen sein, und ich möchte vermuthen, daß die bezeichneten Spuren richtiger etwa auf eine Theilung des Dachraumes in zwei Böden hingewiesen hätten. Unverhältnißmäßig niedrige Säle sind uns ja auf Burgen auch sonst noch so manche erhalten. So auf Gloppe in Vorarlberg ein solcher

von 8 zu 10 m Weite, dessen Mittelsäule (bis zum Unterzugbalken) nur 2,5 m hoch ist. Wie ältere Leute bezeugen (v. Cohäusen, Befestigungsweisen S. 176) bot, der naiven Anschauungsweise jener alten Zeit entsprechend, die südliche Schmalseite des Festsaales unmittelbaren Zugang zu zwei aufsen angeklebten Abritten, deren Sitze für die beiden Geschlechter verschieden geformte Ausschnitte hatten. Der Wiederhersteller hat hier ein breites Fenster angebracht, dessen einer Theil — gewifs nicht nach altem Muster — zugleich als Glas Thür zu einem ganz modernen Balcon mit weitmaschigem Eisengeländer dient, eine Anlage, zu welcher vermeintlich („Führer“ S. 184) „fünf vorspringende Tragsteine . . . aufforderten“. Was dann die Räume des Erdgeschosses des Palas betrifft, so war deren ursprüngliche Bestimmung und Benutzung wohl nicht mehr völlig festzustellen. Nicht zu billigen aber ist es gewifs, wenn der mittlere Raum mit einem Kamin, „dessen Form und Gröfse auf die Benutzung als Küchenkamin . . . deutet“, und mit einem Ausgufstein für „eine Art Putzküche“ (den alten Burgen sicher fremd) erklärt und danach zum „Speisezimmer, dem eigentlichen Wohn- und Versammlungszimmer der Bewohner des Landgrafenhauses, dem Salon oder Drawingroom, wie man es jetzt nennen würde,“ umgewandelt worden ist. Diese gezwungene Ueberleitung von der ursprünglichen Küche in einen „Salon“ wird kaum überzeugend wirken. Das Erdgeschofs des Palas diente ja auch überhaupt nur in höchst seltenen Ausnahmefällen zu herrschaftlichen Wohnräumen, für welche auf der Wartburg von Anfang an ein an den Saalbau anstoßendes Gebäude, die sogenannte „Kemenate“, vorhanden war. Die beim Palas am meisten hervorstechende Abweichung vom Stile des 12. Jahrhunderts bietet aber wohl dessen reiche Ausschmückung mit solchen Wandgemälden, die von Altem nichts weiter an sich haben als die behandelten Stoffe. Man vergleiche mit diesen das beste Können des 19. Jahrhunderts zeigenden Bildern (die doch auch noch erst dem 14. bis 16. Jahrhundert angehörenden) Fresken der Burgen Neuhaus (Böhmen), Runkelstein (Tirol) und Fenis (Italien), die Darstellung des Sängerkrieges in der sogenannten Manessischen Handschrift oder beispielsweise die Wandgemälde, welche nach solchen Vorbildern v. Mann-Tiechler im Ansitze Hanberg bei Brixen und im Graf Wilczekschens Schlosse Kreuzenstein bei Wien ausgeführt hat. Unserem Schönheitsgefühl muß ja dabei in ziemlich weitgehendem Mafse Schweigen auferlegt werden; allein das darf ja nicht in Betracht kommen, wo es sich vor allem um die möglichst einheitliche Durchführung des Stiles einer weit zurückliegenden Zeit handelt.

Noch weniger als der wiederhergestellte Palas hat die fast ganz neu gebaute „Kemenate“, wie der Wiederhersteller meint (a. a. O. S. 50) „wieder die Gestalt erhalten, welche sie zur Zeit der heiligen Elisabeth gehabt haben muß“. Sie ist vielmehr (einschließlich der inneren Ausstattung) ein den modernen Anforderungen entsprechendes großherzogliches Wohngebäude im Rundbogenstil (Abb. 4). Schon aufsen die gleichförmigen, weiten Fenster, wie sie auf Burgen nur etwa der Saal hatte, die „an allen Wänden bis über Thürhöhe herumlaufende Boiserie“ (S. 190), welche in Wirklichkeit wohl erst im 15. Jahrhundert aufkam,³⁾ der mächtige, mehrstöckige gemauerte Erker mit einem Zinnenkranz anstatt des Daches und die Plattform über einem Theile des Gebäudes, alles das kann nichts mit einem Wohnbau aus jener Zeit zu thun haben. Zudem halte ich für wahrscheinlich, daß die „Kemenate“ der hl. Elisabeth ein Fachwerkbau war, wie er auch nach einem Brande 1319 so wieder aufgeführt wurde. Bekanntlich hat der reine Steinbau erst langsam den Holzbau verdrängt, nicht umgekehrt.

Das hier von den Fenstern Bemerkte gilt in gleicher Weise von der ebenfalls neu erbauten „Dirnitz“, und es dürfte auch schwerlich

³⁾ Die für eine viel frühere Zeit angeführten Belege (Bdk. 460) sind nicht mit Sicherheit auf Holztäfelung der Wände zu beziehen.

einen alten Berchfrit geben, der, wie hier der neue, in den drei höchsten Stockwerken in regelmäfsiger Erweiterung erst ein-, dann zwei- und zu oberst dreibogige Fenster hätte. Die leidige Symmetrie eben der Fenster pflegt ja überhaupt das erste Merkmal zu sein, welches einen Burgbau unseres Jahrhunderts von einem alten unterscheidet, bei welel letzterem man die Fenster nach Gröfse, Ausstattung und Stelle nur so anbrachte, wie es aufser der Sicherheit der Bewohner die verschiedenen Arten und Zwecke der Innenräume veranlafsten. Bezeichnenderweise pflegt auch den Besuchern der Wartburg, welche richtig empfinden, sich aber über das Warum keine Rechenschaft geben können, nicht die angeblich den Stil des 12. Jahrhunderts treu wiedergebende Hauptburg, sondern die Vorburg, die doch guten Theiles erst im 15. und 16. Jahrhundert ihre jetzige Gestalt erhalten hat, den Eindruck nicht nur des Alten, sondern auch des Alterthümlichen zu machen.

Bezüglich der Verglasung der Fenster hat man ja übrigens auch keineswegs, wie anscheinend vielfach gemeint wird, nur die

Wahl zwischen großen modernen und den alten wenig brauchbaren Butzenseiben. Anscheinend gleichzeitig mit letzteren, jedenfalls schon vor 1500, hatte man bei Profanbauten auch kleine Scheiben von Tafelglas in Rautenform.

Was für Thüringen die Wartburg, das ist in gewissem Mafse für Tirol das gleichnamige Schloß bei Meran. Die Burg der Margarethe Maultasch hat jedoch ein noch ungünstigeres Schicksal gehabt als die der heiligen Elisabeth. Ein Theil ist schon vor Jahrhunderten mit dem sehr unsicheren Baugrunde in die Tiefe gestürzt, ein anderer zerfiel zur Ruine, und das noch Erhaltene endlich wurde zur „stilgerechten Restauration“ einem (unlängst verstorbenen) Herrn überliefert, der kein Architekt war und sich auch sonst mit dem Burgbauwesen kaum beschäftigt hatte. Seine wenig passend als Restauration, das heißt also eine Wiederherstellung, bezeichnete Thätigkeit hat zunächst darin bestanden, daß in dem Palas nebst an-

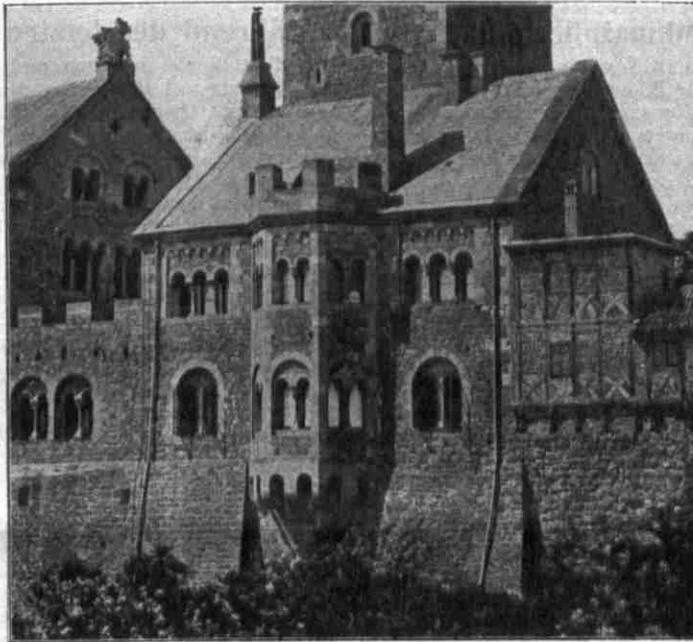


Abb. 4. Von der Wartburg. Kemenate.

gebauter Capelle und Seitenflügel, ehrwürdigen Bauten aus romanischer Zeit, eine ansehnliche Anzahl möglichst gleichartiger Rundbogenfenster und in den zwei bzw. drei Stockwerken das eine genau unter dem andern hergestellt, und zwar zumeist neu ausgebrochen worden sind. Diese sehr stilwidrige Gleichförmigkeit um jeden Preis ist sogar soweit verfolgt worden, daß man um ihretwillen u. a. selbst aus einem mächtigen geböschten Eckstrebpfeiler seitlich ein Stück herausgehauen hat, um in diesem Ausschnitte gleichfalls ein Fenster anzubringen, dessen Fehlen an dieser Stelle der Façade die Symmetrie zu einer minder absoluten gemacht haben würde! In dem oberen Stockwerk des Hauptbaues hat man ferner die — in ihrer letzten Gestalt freilich nicht der ursprünglichen Anlage angehörende — „Schloßhauptmannswohnung“ herausgebrochen, sodafs der Palas außer dem kellerartigen Erdgeschofs nunmehr lediglich zwei weite Säle über einander enthält, die, wenn sie nicht gänzlich kahl und schmucklos wären, mit ihren großen Fenstern nach zwei bzw. gar drei Seiten hin etwa als ein riesiger zweistöckiger Aussichtswaggon erscheinen würden. Es ist mit diesen „zwei Sälen über einander“ an sich freilich eine Einrichtung hergestellt worden, welche nach v. Essenwein (Der Wohnbau 1892, S. 19) bei uns „in einer Reihe von größeren Fürstenburgen erhalten ist“ und nach P. Clemen (Tiroler Burgen, 1894, S. 139) „in Tirol wie auch in deutschen Burgen sehr beliebt erscheint“. Diesen Behauptungen liegt jedoch ein wesentliches Irrthum zu Grunde, der durch das spätere Fehlen der nur leicht ausgeführten Zwischenwände (vgl. Burgenkunde, S. 452) veranlaßt worden ist. Nach v. Essenweins Idee hätte immer „der geschlossene untere Saal als Wohnraum für die junge Ritterschaft gedient“. Bei der „Restauration“ unseres Palas hat man aber unmittelbar aus diesem Saale eine unverdeckte, breite Treppe in den oberen geführt, sodafs zur Steigerung der Unwohnlichkeit beide Säle gegeneinander gar nicht abgeschlossen werden können. Beim Wartburgpalas, dessen oberer Saal bekanntlich erst später aufgesetzt wurde,

führt in diesen jetzt wie früher nur eine außerhalb des Gebäudes angebrachte Treppe. So ist es auch hier gewesen, indem Vorbauten verschiedener Form besonders die Treppen zu den einzelnen Stockwerken der beiden Bauctracte enthielten.⁴⁾ Diese — wenn auch in ihrer letzten Gestalt nicht durchweg der ersten Anlage angehörend, so doch für die malerische Belebung des Architekturbildes von Werth — sind nunmehr beseitigt worden. Dadurch hat man sich zu der unglücklichen Anlage der Verbindungstreppe zwischen den beiden Sälen genöthigt gesehen. Wenn möglich noch verfehler ist aber die Lösung der so entstandenen Treppenfrage bei dem Flügelbau ausgefallen. Man hat (unbekümmert um den schon erwähnten starken Eckstrebepfeiler) hier einen neuen Anbau gemacht, der in völlig moderner Weise lediglich eine von unten bis unter

⁴⁾ Nur völlig ausnahmsweise vermuthet v. Essenwein beim älteren Palas von Münzenberg, wo er auch einen unteren Saal annimmt, von diesem eine directe Treppe zu dem oberen (a. a. O. S. 27).

das Dach führende Treppe mit einem Abtritt in jedem Stockwerk enthält.

Schon vor der letzten Restaurationsperiode ist das frühere in die Hauptburg führende Thor durch einen zierlichen Decorationsbau mit den unvermeidlichen Miniaturzinnen ersetzt worden, obgleich ein wenige Schritte davor liegendes anderes, altes Thor noch bestens darüber belehrt haben könnte, wie solche Bauten in Wirklichkeit beschaffen waren. Ein Glück ist es noch zu nennen, daß wenigstens nicht ein anderer bei den Bauacten liegender Entwurf zur Ausführung kam, wonach u. a. dem ehrwürdigen romanischen Palas ein zierlicher, vieleckiger und vielfenstriger Eckthurm hinzugefügt werden sollte, wie solche etwa bei neuzeitlichen Villen beliebt sind. Wenn es sich jetzt darum handelt, unter sachverständigerer Leitung die Wiederherstellungsarbeiten an diesem „Kleinod des Landes“ fortzusetzen, dürfte es sich zunächst fragen, inwieweit die bisherige „stilgerechte Restauration“ wieder rückgängig gemacht werden könne. Im übrigen würde auch die Wiederherstellung der zerfallenen, schon für das Burghild wesentlichen Bautheile unerlässlich sein.

(Schluß folgt.)

Die Denkmalpflege in Preußen während der letzten Jahre.

Durch Allerhöchsten Erlaß vom 19. November 1891 war für die einzelnen preussischen Provinzen die Bildung einer Provincial-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler sowie die Bestellung eines Provincial-Conservators als sachverständigen Beiraths der Commission und zugleich Delegirten des Conservators der Kunstdenkmäler in Berlin genehmigt worden.¹⁾ Nachdem die neue Organisation in der Provinz Schlesien bereits im Jahre 1891 in Kraft getreten war, ist sie seitdem im ganzen Staatsgebiete bis auf den Regierungsbezirk Wiesbaden und den Stadtkreis Berlin durchgeführt worden, und die Sache der Denkmalpflege hat durch sie eine so erfolgreiche Förderung erfahren, daß ein Rückblick auf das, was seit der Mitwirkung der Selbstverwaltung der Provinzen geschehen ist, gerechtfertigt erscheint. Erleichtert wird die Umschau durch die Jahresberichte, welche mehrere der Commissionen und der Provincial-Conservatoren über ihre Thätigkeit veröffentlicht haben.

In der Provinz Ostpreußen wurde Architekt Böttcher, der Verfasser des Verzeichnisses der Kunstdenkmäler der Provinz, im Jahre 1893 zum Provincial-Conservator gewählt. Die Commission hat über die stattgehabten Arbeiten bisher keine Berichte herausgegeben, obwohl dieselben manches bemerkenswerthe, wie die Aufdeckung mittelalterlicher Malereien in den Schlössern zu Lochstedt und Heilsberg hätten bringen können.²⁾ Die Wiederherstellungen des Domes in Königsberg und der Kirche in Wormditt sind staatlicherseits vorbereitet; wann der Ausführung der ersteren entgegengehoben werden kann, läßt sich zur Zeit noch nicht bestimmen.

In Westpreußen wurde 1892 das Amt des Provincial-Conservators ebenfalls dem Verfasser des Inventars, dem leider vor wenigen Wochen verstorbenen Landesbauinspector Baurath Heise, übertragen und die seit 1882 bestehende Provincial-Commission zur Verwaltung des westpreussischen Provincial-Museums auch mit den Geschäften der Denkmalpflege betraut. Die Jahresberichte des Provincial-Conservators erscheinen mit den Verwaltungsberichten der Commission. Aus ihnen ist zu entnehmen, daß die Wiederherstellung der bedeutsamen Klosterkirche in Pelplin, die der Leitung Heises unterstand, der Vollendung entgegengeht. Größere Wiederherstellungsarbeiten wurden ferner ausgeführt, meist gleichfalls unter Heises unmittelbarer Mitwirkung, an der Nikolai- und der Franziscaner-Kirche in Danzig, am Rathhaus in Marienburg, am Steinthor und am Schloßthurm in Straßburg. Vorbereitet ist die Wiederherstellung der Kirche in Preussisch-Mark. Schloß Marienburg ist vom Geschäftsbereich des Provincial-Conservators ausgeschlossen. Dort schreiten die Arbeiten, zu deren Kosten im Staatshaushalt ein jährlicher Beitrag von 50 000 Mark vorgesehen ist, unter der Leitung des Bauraths Dr. Steinbrecht unausgesetzt weiter; nachdem die Wiederherstellung des Hochschlosses im wesentlichen als abgeschlossen gelten darf, ist die des Mittelschlosses in Angriff genommen und das Brückenthor an der Nogat ausgehauet worden.

In der Provinz Brandenburg (ausschließlich der Stadt Berlin) versieht das Amt des Provincial-Conservators der Landesbaurath Geheimer Baurath Bluth seit 1892; die Berichte über die Verhandlungen der Provincial-Commission für die Denkmalpflege und die Thätigkeit des Provincial-Conservators erscheinen seit 1897 im Druck. Das Denkmal des Großen Kurfürsten in Rathenow wurde instandgesetzt; verschiedene der mittelalterlichen Befestigungen, an denen die Städte der Mark noch reich sind, wurden gesichert, so namentlich das Schwedter und das Bernikower Thor in Königsberg i. d. N.

Die Klosterkirche in Zinna und die „Bunte Capelle“ am Dome in Brandenburg a. d. H. wurden wiederhergestellt, in den Kirchen in Dahlem und Quartschen die mittelalterliche Ausmalung freigelegt. In Zielenzig ist ein Umbau der Pfarrkirche begonnen; eine Instandsetzung des Inneren der Godehardt-Kirche in Brandenburg wird vorbereitet. Die Provincial-Verwaltung hat sich an mehreren der genannten Arbeiten mit Beiträgen beteiligt; dennoch ist für die Lösung einer wichtigen Aufgabe, für die Neubearbeitung des an sich verdienstvollen, den derzeitigen Ansprüchen aber nicht mehr genügenden Inventars der Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg von Bergau bisher noch nichts geschehen.

Hingegen hat der im Jahre 1894 zum Provincial-Conservator von Pommern ernannte Gymnasialdirector Prof. Dr. Lemcke in Stettin die Fertigstellung des Inventars thatkräftig betrieben, um die erforderliche Grundlage für die Pflege der Denkmäler zu gewinnen. Die Bearbeitung des Regierungsbezirks Stettin hat er selbst in die Hand genommen und die Veröffentlichung desselben bereits begonnen.³⁾ Die Jahresberichte der Provincial-Commission finden sich unter dem Titel: „Die Denkmalpflege in Pommern“ in den von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde herausgegebenen Baltischen Studien mitgetheilt (auch als Sonderdrucke erschienen). Größere Wiederherstellungen haben erfahren und erfahren noch die Jacobi-Kirche in Stettin, die Marien-Kirche in Bergen auf Rügen und die Kirchen in Rügenwalde, Stolp und Kenz. In Aussicht genommen sind die Wiederherstellungen der Marien-Kirche in Stargard, der Peter- und Paul-Kirche in Stettin und der Nikolai-Kirche in Anklam, sowie eine Instandsetzung des Denkmals Friedrich Wilhelms I. in Köslin. Der siebenarmige Leuchter des Domes in Kolberg wurde im Kunstgewerbe-Museum in Berlin ergänzt. Dem Jahresberichte für 1896/97 hat Lemcke ein Verzeichniß derjenigen Denkmäler beigegeben, die der Pflege oder des Schutzes besonders bedürftig sind. Um bei der Anlage von Heizungen, die in evangelischen Kirchen jetzt immer mehr beliebt werden, die Interessen der Denkmalpflege zu wahren, veranlaßte das Königliche Consistorium der Provinz Pommern die Gemeinde-Kirchenräthe, die nur selten in der Lage sind, zu beurtheilen, ob ein Kirchengebäude Denkmalwerth besitzt, in allen Fällen vor Ausführung der Anlage die Entscheidung des Provincial-Conservators nachzusuchen.⁴⁾

Von größeren Arbeiten, die im Gebiete der Provinz Posen während der letzten Jahre stattfanden, sind zu nennen der Ausbau der Kreuz-Kirche in Lissa sowie die Ausmalung des Domes in Gnesen. Sehr zu bedauern ist, daß die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Ober-Pritschen, deren Inneres durch die beinahe vollständig erhaltene mittelalterliche Ausmalung bemerkenswerth ist, aus äußeren Gründen bisher vertagt werden mußte. Das Rathhaus in Posen, eines der schönsten Denkmäler der italienischen Renaissance diesseits der Alpen, bedarf zur Sicherung seiner Substanz dringend einer Instandsetzung und Wiederherstellung; diese scheint nunmehr verwirklicht zu werden, da Stadt und Staat sich zur Aufbringung der Mittel geneigt zeigen. Der Provincial-Conservator Dr. Schwartz, dem die Verwaltung der Landesbibliothek und des Provincial-Museums in Posen obliegt, hat über seine Thätigkeit einen gedruckten Bericht für die Etatjahre 1895/96 und 1896/97 erscheinen lassen.

Die Provinz Schlesien, an Denkmälern eine der reichsten Provinzen, war, wie bereits hervorgehoben, mit der Einführung der Organisation vorangegangen, sodaß man hier auf eine besonders reiche Ernte zurückblicken darf. Zum Provincial-Conservator er-

¹⁾ vgl. S. 37 u. 45 d. Bl. Polenz, Zur Geschichte der Organisation der Denkmalpflege in Preußen.

²⁾ vgl. S. 61 d. Bl.

³⁾ vgl. S. 36 d. Bl.

⁴⁾ vgl. S. 25 im Sonderdruck des I. bis III. Jahresberichts.

nannte man den um die schlesischen Denkmäler verdienten Landbauinspector Lutsch in Breslau, den Bearbeiter des Inventars. Der Provincial-Landtag bekundete sein Interesse, indem er der Provincial-Commission zur Erhaltung und Erforschung der Denkmäler jährlich den Betrag von 3000 Mark zur Verfügung stellte. Ueber die stattgehabten Arbeiten gewähren Aufschluß zunächst eine Mittheilung von P. Wallé in der Deutschen Bauzeitung 1895, Nr. 62, sodann die Nachrichten über die Provincial-Commission und über die Thätigkeit des Provincial-Conservators in den Jahren 1891 bis 31. März 1896 und der Bericht desselben über seine Thätigkeit vom 1. April 1896 bis 31. März 1898. In der Hauptstadt Breslau wurden die Elisabeth-, Kreuz-, Mauritius-, Dorotheen- und Barbara-Kirche wiederhergestellt.⁵⁾ Den Bericht des verstorbenen Lüdecke über die Wiederherstellung des Rathhauses in Breslau hat der Magistrat der Stadt in würdiger Gestalt veröffentlicht.⁶⁾ Für eine angemessene Verwendung des barocken Refectoriums im ehemaligen Dominicaner-Kloster in Breslau ist der Provincial-Conservator nachdrücklich eingetreten. In Liegnitz wurde die Peter-Pauls-Kirche ausgebaut. Das Innere der Gymnasial-Kirche in Glogau erfährt zur Zeit eine Instandsetzung, die katholische Pfarrkirche in Münsterberg eine durchgreifende Wiederherstellung.⁷⁾ Das neu aufgefundene frühgothische Grabmal der Herzogin Mechthilde im Dome in Glogau wurde in sachgemäßer Weise ausgebessert.⁸⁾ Der Abbruch der malerischen Holzkirchen Oberschlesiens scheint sich kaum verhindern zu lassen; um so mehr muß man es bedauern, daß die Bemühungen des Provincial-Conservators, wenigstens die Kirche in Mikulschütz, eine der ältesten, zu retten, bisher zu keinem befriedigenden Ergebnisse geführt haben. Von Instandsetzungen weltlicher Bauwerke möge es genügen, die der Stadtmauer in Patschkau und der Ruine Schweinhaus bei Bolkenhain als Beispiele zu nennen. Da durch unverständige Ausbesserung, namentlich durch die oft beliebte Neuvergoldung zahlreiche Goldschmiedegeräthe verdorben werden, so hat die Provincial-Commission Prämien für solche Stücke ausgesetzt, die dem Kunstgewerbe-Museum in Berlin zur Ausbesserung anvertraut werden.

Die Provinz Sachsen erhielt eine Provincial-Commission im Jahre 1893. Das Amt des Provincial-Conservators bekleidete bis 1897 der Archivassistent Dr. Theuner in Magdeburg; als er es infolge seiner Versetzung an das Staatsarchiv in Marburg niederlegen

⁵⁾ St. Barbara in Breslau, Gedenkblätter zur Erinnerung an die Einweihung dieser Kirche am 27. Februar 1898. 2. Auflage. Breslau 1898. Vom Standpunkte der Denkmalpflege sind in dieser Schrift besonders zu beachten die von Provincial-Conservator H. Lutsch und Architekt F. Henry verfaßten Abschnitte, jener zur Würdigung des künstlerischen Schmuckes, dieser über die neuesten Instandsetzungen im Inneren der Kirche.

⁶⁾ vgl. Centralblatt der Bauverwaltung 1899, S. 92.

⁷⁾ vgl. S. 19 d. Bl.

⁸⁾ R. Becker in Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild, 1895.

Zur Frage der Burgenwiederherstellung.

Im Anschluß an die Mittheilung über die „Burgenerhaltung in Belgien“ ist in der Nummer 8 dieses Blattes, S. 68, der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte doch möglich sein, neben der Marienburg auch einmal eine der südlichen deutschen Burgen wieder in altem Glanze erstehen zu lassen. Es sei gestattet, im folgenden einen hiervon abweichenden Standpunkt zu vertreten. So hübsch nämlich auch beregter Gedanke an sich auf den ersten Blick erscheinen, und so viel Anziehendes und Bestechendes eine solche Aufgabe für den damit betrauten Architekten in sich schließen mag, so wenig ist andererseits für die Sache selbst von einer solchen Unternehmung zu erwarten, und zwar aus folgenden Gründen.

Gehen wir zunächst von dem rein Persönlich-Künstlerischen aus, so ist doch wohl nicht zu bestreiten, daß selbst bei genauestem Studium der erhaltenen Burgreste und bei eifrigster Durchforschung der Büchereien und Archive das Bild, welches der ausführende Meister von dem früheren Aussehen des Bauwerks gewinnt, nur ein subjectives ist. Zugegeben, daß dieses Bild in der Hauptsache der einstigen Wirklichkeit sehr nahe zu kommen vermag, so bleibt trotzdem immer noch ein nicht unbeträchtlicher Theil der Lösung durch freien Entwurf überlassen. In Ergänzung der vorhandenen unbestreitbaren Steinurkunden wird also ein mehr oder minder richtiges Phantasiegebilde hingesetzt mit dem Anspruche, die vergangene Pracht und Herrlichkeit der Burg genau wiederzugeben. Wie sehr aber innerhalb des durch den sachlichen Bestand gegebenen Spielraumes die Auffassungen bezüglich eines früheren Kunstabschnitts mit der Zeit von einander abweichen können, lehrt uns ein vergleichender Blick auf die beiden rheinischen Burgen Stolzenfels und Katz, von denen jene von Schinkel, diese erst in allerneuester Zeit ausgebaut wurde, freilich wohl nicht mit der Absicht genauer Wiederherstellung, als vielmehr nur eines getreuen Anschlusses an den alten „Burgentil“.

mußte, wurden die Geschäfte vorübergehend durch den Stadtbauinspector a. D. Jähn und seit dem 1. April 1898 durch den Privatgelehrten Dr. Döring in Magdeburg commissarisch verwaltet. Um die für die Pflege der Denkmäler erforderlichen Mittel aufzubringen, bildete sich 1894 der Verein zur Erhaltung der Denkmäler der Provinz Sachsen. Nach seinen Jahresberichten (erschieden 5 Hefte, Quedlinburg 1895 bis 1899), denen auch die Berichte des Provincial-Conservators angeschlossen sind, hat der Verein an die Provincial-Commission bisher eine Summe von 23 000 Mark abgeliefert, in welcher die Zuschüsse der Provincial-Verwaltung eingerechnet sind. Mehrere größere Wiederherstellungen wurden durch die Staatsbauverwaltung ausgeführt, am Dome in Erfurt, an der Marien-Kirche in Mühlhausen, den Thürmen der Dome in Naumburg und Halberstadt. Ein anderes Unternehmen betrifft den Ausbau der Moritzburg in Halle⁹⁾ zu Museumszwecken, nachdem die Schloßkirche zum Gebrauche der Universität wiederhergestellt worden ist; weitere Mafnahmen sind für die Moritz-Kirche in Halle vorgesehen. Zwei der frühgothischen Ornamentfenster in der Prediger-Kirche in Erfurt ließ die Commission auf eigene Kosten wiederherstellen. Die Ausschmückung des Magdeburger Domes mit farbigen Glasfenstern ist im Fortgange. Bei den Instandsetzungen der Michaelis-Kirche in Zeitz¹⁰⁾ und der Kirche in Groppendorf bei Eisleben wurden mittelalterliche Malereien unter späterer Tünche gefunden und aufgedeckt; doch gelang es nur die der letzteren Kirche in ihrem ursprünglichen Charakter zu erhalten. Das Neustädter Thor in Tangermünde, eine der bekanntesten mittelalterlichen Thoranlagen, wurde wiederhergestellt. Dem Umbau des Dienstgebäudes für die Oberpostdirection in Magdeburg fiel bedauerlicherweise eines der besten Renaissancehäuser am Breiten Wege daselbst zum Opfer, obwohl eine zwingende Nothwendigkeit zum Abbruch des Hauses nicht anerkannt werden konnte.

In Schleswig-Holstein wurde 1892 eine Provincial-Commission zur Förderung der wissenschaftlichen, künstlerischen und kunstgewerblichen Bestrebungen gebildet und im folgenden Jahre Oberlehrer Prof. Dr. Haupt in Schleswig, der zuvor das Verzeichniß der Kunstdenkmäler veröffentlicht hatte, zum Provincial-Conservator gewählt. Die Berichte der Commission und des Provincial-Conservators werden unter den dem Provincial-Landtage zugehenden Vorlagen gedruckt. Im vergangenen Jahre bewilligte dieser für die Denkmalpflege einen fortlaufenden jährlichen Betrag von 5000 Mark. Von größeren Wiederherstellungen sind die des Domes in Schleswig und der Kirchen in Mölln und Hadersleben zu erwähnen. Die reiche Ausstattung an Bildwerken in der Kirche in Tondern wurde instand gesetzt. Werthvolle Wand- und Gemäldemalereien fanden sich in den Kirchen in Mögeltöndern und Waabs. (Schluß folgt.)

⁹⁾ Zeitschrift für Bauwesen 1891, S. 11, Blatt 7 u. 8.

¹⁰⁾ Centralblatt der Bauverwaltung 1896, S. 544.

Für das große Publicum hat die Neuaufrichtung einer Burg den etwas zweifelhaften Vortheil, daß es entweder ein ihm liebgewordenes altherwürdiges Plätzchen überhaupt nicht mehr besuchen darf, oder daß es, wie z. B. in Pierrefonds, von trinkgeldhungrigen Pförtnern durch Räume gehetzt wird, in denen es schließlic doch immer an unsere heutige Zeit erinnert wird. Wer andererseits eine alte Burg mit wissenschaftlichen oder künstlerischen Absichten studiren will, hat doch gewiß nicht vor, sich das alte in der Form bieten zu lassen, wie es nach der Ansicht des wiederherstellenden Künstlers ausgesehen hat, sondern er will selbst die unberührten Ueberreste prüfen und für sich seine Schlüsse daraus ziehen, die vielleicht ganz anders als bei dem Wiederhersteller ausfallen.

Ein weiterer Punkt ist die Geldfrage. Ohne Kosten geht es eben nicht ab, und die vielen Aufwendungen lediglic in der Absicht zu machen, ein schließlic doch nur neuzeitliches Bauwerk der Besichtigung selbstzwecklic auszustellen, mag zwar einen gewissen künstlerischen und auch volkerzieherischen Hintergrund haben, in Wirklichkeit wird damit aber doch nicht viel erreicht. Denn der Genuß, den wir bei der Besichtigung z. B. der Marksburg oder der Burg Eltz haben, wird durch Vorführung einer Theaterdecoration nicht geboten, und die betreffenden Mittel werden m. E. besser zu Inventarisierungen, zur Anfertigung von Aufnahmen, zu Unterhaltungs- und Sicherungsarbeiten, oder zum Ankauf von Denkmälern u. dgl., die dem Abbruch geweiht sind, verwandt. Wird aber gewissermaßen zur Entschuldigung der Ausgaben irgend eine praktische Verwendung der neuaufgerichteten Burg, etwa als Museum, Gedenkhalle oder dgl., in Aussicht genommen, so ist damit erst recht wenig gewonnen. Mit der Zweckbestimmung halten mehr oder minder unsere heutigen Bedürfnisse und Anforderungen ihren Einzug, dann erscheinen Spiegelscheiben, Centralheizungen usw., und von der alten Burgenherrlichkeit bleibt oft herzlich wenig übrig.

Ein Wiederaufbau ließe sich nur dann rechtfertigen, wenn ein Privateigenthümer die Absicht hegt, in die Burg oder an ihre Stelle öde Nützlichkeitsbauten zu setzen. Dann würde allerdings, wenn alle Stränge reifen, zu versuchen sein, ihn, unter Umständen unter Gewährung einer Beihilfe, zu bewegen, das Gepräge der Burg nach Möglichkeit in geschichtlichem Sinne zu erhalten. Sollen aber in idealer Begeisterung die Werke der Vorzeit dem Verständniß weiterer Kreise näher gebracht werden, soll dem Volke gezeigt werden, wie seine Vorfahren gewohnt, gekämpft, gelebt haben, so möge man dafür auf dem Wege des Schriftthums wirken, unterstützt durch Museen, die nach Art des Schlosses Frederiksborg bei Kopenhagen, des neuen Nationalmuseums in München oder des Museums in Salzburg darauf ausgehen, nicht ein Sammelsurium aller möglichen Alter-

thümchen zu bilden, sondern die einzelnen Gegenstände in ihnen entsprechenden Räumen zu wirkungsvoller Geltung zu bringen. Den Genuß an unseren alten Burgen wollen wir uns aber durch kunst-sinnige Experimente nicht verkümmern lassen, und wir können in dieser Hinsicht getrost die in derselben Nummer 8 der „Denkmalpflege“ auf Seite 63 niedergelegten Ansichten unterschreiben. Insbesondere für die elsässischen und pfälzischen Burgen, die mit ihrer Anlage durchgehends weit in Zeiten mit uns nicht mehr zusagenden einfacheren Ansprüchen zurückreichen, und die auch infolge ihrer meist sehr gründlichen Zerstörung zu viel Phantasie in Anspruch nehmen müßten, liegt m. E. zu einer Wiederherstellung keine Veranlassung vor. M.

Vermischtes.

Von der Johanniterkirche in Nideggen (Rheinprovinz). Der in der Ausführung begriffene Entwurf zur Instandsetzung der einstigen Johanniterkirche in Nideggen beruht auf einer vorläufigen Bestandaufnahme aus dem Jahre 1895. Er erstrebte im wesentlichen eine Sicherung des Bauwerks gegen Witterung und Brandgefahr, eine bessere Ausnutzung des gegebenen Raumes und eine Wiederherstellung des früheren Bestandes nach den Grundsätzen der Denkmalpflege. Im besonderen war vorgesehen als bauliche Ergänzung ein massiver Deckenabschluss des Mittelschiffes durch vier Gewölboche, eine doppelte Wölbung des Thurmes, ein massiver Treppenaufgang zur Orgelempore und zu der darüber befindlichen Uhr und Glockenstube. Für das Innere der Pfarrkirche war eine Wiederherstellung der ursprünglichen farbigen Decoration in Aussicht genommen.

Die Ausführung der veranschlagten baulichen Arbeiten wurde dem Bauunternehmer Herrn Anton Harte in Düsseldorf übertragen, im April 1898 begonnen und bis zum vergangenen Spätjahr im wesentlichen beendet. Während dieser Bauzeit konnte auch die einstige Wand- und Gewölbebehandlung in den Schiffen und im Chor festgestellt werden. Das Ergebnis dieser Vorarbeiten war überaus erfreulich und ermöglicht eine geschichtlich treue Wiederherstellung im ganzen Umfange, und zwar sowohl der einfachen, aber wirksamen Quaderbehandlung in den Schiffen wie der reicheren ornamentalen und figürlichen Darstellungen am Triumphbogen und im Chor. Von großer kunstgeschichtlicher Bedeutung ist die Aufdeckung des ursprünglichen Chorschmuckes vom Anfang des 13. Jahrhunderts. Mit Rücksicht auf die verfügbaren Geldmittel war es geboten, sich möglichst auf die Sicherung der aufgedeckten figürlichen Wandmalereien, im besonderen des Malgrundes in der Chorapsis zu beschränken. Mit der Ergänzung dieses ausdrucksvollen Wandschmuckes in Umrissen und Farbgebung wurde der in diesem Sondergebiete bewährte Maler Batzern aus Köln betraut. Eine eingehendere Darstellung und Würdigung der wiederherzustellenden inneren Ausschmückung muß einem späteren Berichte vorbehalten bleiben.

Straßburg.

Arntz.

Das Verhältniß der örtlichen und Vereinsammlungen zu den Provincial- und Landesmuseen unterzieht in den „Mittheilungen der Niederlausitzer Gesellschaft“ Professor Jentsch einer Erörterung, die die Grundlage einer für beide Theile vortheilhaften Verständigung bilden könnte. Der Verfasser hat dabei nur die vorgeschichtlichen Alterthümer im Auge, die am meisten Gegenstand des Wettbewerbes beider Arten von Sammlungen geworden sind, ganz zu geschweigen von der Sammelwuth Einzelner. Schon um der letzteren entgegenzutreten, empfiehlt Jentsch einen engen Anschluß der Sammlungen unter einander und schlägt, indem er die Zwecke der verschiedenen Museen hervorhebt, folgende Leistungen und Gegenleistungen vor:

Erstens sind Funde größter Seltenheit von den örtlichen Sammlungen an das Landesmuseum (für Preußen das Museum für Völkerkunde in Berlin) abzugeben. Ferner sollen die ersteren durch Nachbildungen ihrer selteneren Stücke, soweit sie dieselben nicht selbst hergeben, dazu beitragen, daß in dem Landesmuseum die typischen Formen einzelner Gegenden vollständig vertreten seien. Als Gegen-gabe wären Nachbildungen der seltensten Stücke an die Geschenkgeber und auch an andere Sammlungen zu verabfolgen. Für die anderen Fundsachen, bzw. deren Abgüsse Versorgung der kleinen Sammlungen mit ebensolchen, die über die Entwicklung der vorgeschichtlichen Cultur ein Bild geben. Für die Provincialmuseen fordert Jentsch soweit Abgabe von Fundstücken oder ihrer Nachbildungen, daß sie eine Uebersicht über die in den Landschaften vorkommenden Hauptformen und über die bedeutenderen Fundorte des Gebietes zu geben vermögen. Abbildungstafeln und Nachbildungen sollen auch an dieser Stelle die Gegenleistungen bilden. Sind auf diese Weise die Sammlungsgrenzen aller in Betracht kommenden Anstalten festgelegt, so wird bei wichtigeren Ausgrabungen auch

deren Ueberwachung oder Ausführung in die Hand geschulter, von den größeren Museen gestellter Kräfte zu legen sein, wo jetzt häufig Unzulänglichkeit der Mittel oder der Vereins- und Museumsvorstände den Erfolg beeinträchtigen. Aus dieser Erwägung heraus fordert Jentsch von den Provincial- wie Landesmuseen weiter, daß beide eine Ueberwachung und Berathung vereinbaren, die Stückzahl, Anerkennung und Beschaffenheit der Fundsachen thatsächlich und regelmäßig gewährleistet, für zuverlässige Verzeichnisse und genaue Fundberichte sorgt und schliesslich auch die Theilnahme und das Verständniß für die Gegenstände weiter tragen soll.

Die hier kurz wiedergegebenen Ausführungen des Verfassers verzeichnen zwar zutreffend die Grundlage eines Idealzustandes, sie sehen aber den Fall nicht vor, daß die Leiter kleiner Sammlungen kein Entgegenkommen zeigen. Es sind eben nicht alle Vorstände so hochherzig gesinnt wie Professor Jentsch, der die reichen Erfolge seines Wollens uneingeschränkt in den Dienst der Wissenschaft gestellt hat. Wie ein Beispiel aus jüngster Zeit erkennen läßt, dürfte sich in dieser Hinsicht vielmehr zunächst wenig Entgegenkommen finden, und zwar um so weniger, als für die seltenen und seltensten Stücke nur Abbildungen, Abgüsse und Durchschnittsgegenstände als Gegenleistung in Aussicht gestellt werden. So lange nicht die Zwecke dieser kleinen örtlichen Sammlungen, die ja zumeist nur vorgeschichtliche Gegenstände umfassen, nach der auf S. 26 d. Bl. angedeuteten Richtung erkannt und erweitert sind, so lange dürfte von ihnen ein Verzicht auf vorgeschichtliche Glanzstücke wohl kaum in dem angemessenen Umfange zu erhoffen sein. R. M.

In dem Aufsatz „Der Umbau der Rathhäuser in Luzern und Basel“ in Nr. 9 d. Bl. findet sich auf Seite 74 oben der Satz: „Trotz zahlreicher Gutachten hervorragender Architekten, u. a. von Prof. Bluntschli in Zürich, hat man sich nicht belehren lassen“. Hierzu übersendet uns der Verfasser des Aufsatzes eine Berichtigung, die sich mit nachstehendem, an uns gerichtetem Schreiben des Herrn Prof. F. Bluntschli aus Zürich vom 23. Juli d. J. sachlich deckt:

„Der zur Ausführung gewählte Umbauentwurf für das Baseler Rathhaus ist von den Architekten Vischer u. Fueter entworfen und wahrt die Erhaltung der alten Façade sozusagen vollständig. Es sind auf jeder Seite Anbauten geplant, die aber ebenfalls unter voller Berücksichtigung des alten Baues und der durch die Vergrößerung des Platzes vor dem Rathhaus völlig veränderten Verhältnisse für dieses entworfen sind. Ich habe mich nach eingehender Prüfung des Entwurfs für diesen, nicht gegen ihn ausgesprochen, und zwar aus voller Ueberzeugung, daß damit dem alten Rathhause kein Unrecht geschieht. In ähnlicher Weise haben sich vor mir die Herren Prof. Schäfer in Karlsruhe und Fr. v. Thiersch in München ausgesprochen und ihre Ansicht in einem gedruckten Bericht an den Regierungsrath von Basel niedergelegt. Alle die Genannten gehören sicher nicht zu den Architekten, die alten Werken gegenüber rücksichtslos und gefühllos wären. Was Ihr Berichterstatter über das Luzerner Rathhaus sagt, billige ich vollkommen, und hier ist Ihr Anstoß zur Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes völlig am Platze, während ich das Vorgehen gegenüber Basel nicht billigen kann. So sehr ich mit der Richtung Ihres Blattes einverstanden bin, so glaube ich doch, daß man mit der Werthschätzung des Alten auch zu weit gehen kann, und daß unsere Zeit auch ihr Recht hat, das man ihr nicht schmälern sollte. F. Bluntschli.“

Inhalt: Das Museum Thüringer Alterthümer in Eisenach. — Blockbaukirchen in der Mark Brandenburg. — Was zur Wiederherstellung und zur Erhaltung unserer Burgenreste geschehen ist. — Die Denkmalpflege in Preußen während der letzten Jahre. — Zur Frage der Burgenwiederherstellung. — Vermischtes: Instandsetzung der Johanniterkirche in Nideggen (Rheinprovinz). — Verhältniß der örtlichen und Vereinsammlungen zu den Provincial- und Landesmuseen. — Der Umbau der Rathhäuser in Luzern und Basel.

Für die Schriftleitung verantwortlich: O. Sarrasin, Berlin.
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin. Druck von J. Kerkes, Berlin.